



Leseprobe

Madeleine K. Albright

Winter in Prag

Erinnerungen an meine Kindheit im Krieg

»Ihr Buch wird zum hervorragenden Zeugnis zu jenen Entwicklungen in Osteuropa, die schließlich in die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs mündeten.« *Schweizerzeit (CH)*

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



Seiten: 544

Erscheinungstermin: 06. Oktober 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

»Eine großartige Außenministerin, herausragende UN-Botschafterin, brillante Professorin und ein außergewöhnlicher Mensch.« (Bill Clinton)

Madeleine Albright, ehemalige Außenministerin der USA, wurde als Madlenka Korbellová in Prag geboren. In diesem sehr persönlichen Buch wendet sie sich einem bislang wenig bekannten Kapitel ihres Lebens zu: ihrer Kindheit im Krieg. In »Winter in Prag« setzt sich Albright, die erst im Jahr 1996 erfuhr, dass ihre Großeltern in Auschwitz ermordet wurden, erstmals intensiv mit ihrer jüdisch-tschechischen Herkunft sowie dem Schicksal ihrer Familie auseinander.



Autor

Madeleine K. Albright

Madeleine Albright (1937-2022) wurde in Prag als Tochter eines tschechoslowakischen Diplomaten geboren. Zweimal musste die Familie aus ihrer Heimat fliehen, 1938 vor Hitler nach England sowie 1948 vor den Kommunisten, diesmal für immer in die Vereinigten Staaten. Die ehrgeizige und hoch begabte Madeleine Albright studierte Politik sowie Rechts- und Staatswissenschaften und strebte nach der Promotion bereits in den Siebzigerjahren unter US-Präsident Jimmy Carter eine politische Karriere an. Neben ihrer Lehrtätigkeit an der Washingtoner Georgetown-Universität war sie außenpolitische

MADELEINE ALBRIGHT

Winter in Prag

Erinnerungen an meine Kindheit im Krieg

In Zusammenarbeit mit Bill Woodward

Aus dem amerikanischen Englisch von Norbert Juraschitz

Pantheon

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Prague Winter. A Personal Story of Remembrance and War, 1937–1948«,
bei Harper, An Imprint of Harper Collins Publishers, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

Erste Auflage
Pantheon-Ausgabe Oktober 2014

Copyright © 2012 Madeleine Albright

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Lektorat: Dr. Heike Specht, Zürich
Karten: Peter Palm, Berlin
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-570-55251-3

www.pantheon-verlag.de

*All jenen, die nicht überlebt haben, aber uns gelehrt haben,
wie man lebt – und warum.*

Erinnerung an Prag

*Wie lang ist es her
dass ich zum letzten Mal
die Sonne über dem Laurenziberg
still untergehen sah.
Ich küsste Prag durch Tränen,
auch im Abendschatten war es mir nah.
Wie lange hat mein Ohr nicht mehr
das liebliche Rauschen der Moldau vernommen?
Die Hast des Wenzelsplatzes fehlt mir sehr –
all dies hat die Zeit mir genommen.
Die ungezählten Winkel von Prag
im Schatten der Schlachtbank und der Sackkanäle
leben sie, erwarten auch für mich einen neuen Tag
nach diesem langen Jahr und der Trauer in meiner Seele.
Beinahe ein Jahr schon hock' ich in diesem Loch,
dein Liebreiz ist fern, hier sind hässlich die Gassen.
Bin wie ein Tier hinter Gittern und doch –
der Gedanke an dich, mein Märchenprag,
wird auch hier mich nie verlassen!¹*

PETR GINZ (1928–1944)
in Terezin (Theresienstadt)

INHALT

Vorgeschichte	11
---------------	----

TEIL I

Vor dem 15. März 1939	23
------------------------------	-----------

1. Ein unwillkommener Gast 25
2. Geschichten aus Böhmen 30
3. Der Wettstreit 44
4. Die Linde 57
5. Ein positiver Eindruck 78
6. Hinter den sieben Bergen 95
7. »Wir müssen weiter Feiglinge bleiben« 105
8. Eine zum Scheitern verurteilte Aufgabe 129

TEIL II

April 1939 – April 1942	147
--------------------------------	------------

9. Ein neuer Anfang 149
10. Besatzung und Widerstand 163
11. Die Lichter gehen aus 178
12. Die unwiderstehliche Kraft 194
13. Feuer am Himmel 209
14. Das Bündnis wird geschmiedet 225
15. Die Wenzelskrone 243

TEIL III

Mai 1942 – April 1945	259
16. Der Tag der Attentäter	261
17. Vorboten des Völkermords	280
18. Theresienstadt	289
19. Den Bogen überspannt	311
20. Verweinte Augen	322
21. Heuler und Albatrosse	345
22. Hitlers Ende	360

TEIL IV

Mai 1945 – November 1948	369
23. Keine Engel	371
24. Ungeflickt	386
25. Eine Welt groß genug für uns beide	397
26. Ein labiles Gleichgewicht	412
27. Ringen um die Seele einer Nation	434
28. Ein verhängnisvolles Versäumnis	449
29. Der Sturz	459
30. Die Zeit läuft ab	470
Das nächste Kapitel	487
Dank	497

ANHANG

Liste der Akteure	505
Zeittafeln	507
Anmerkungen	513
Bildnachweis	531
Register	533

VORGESCHICHTE

Mein Amt als US-Außenministerin trat ich im Alter von 59 Jahren an. Damals war ich überzeugt, dass ich alles Wissenswerte über meine Vergangenheit bereits wüsste – dass ich »mein Volk« und die Geschichte meiner Heimat kannte. Ich war mir so sicher, dass ich es nicht für notwendig hielt, Fragen zu stellen. Andere mochten wegen ihrer Identität Zweifel haben, ich hatte keine. Noch nie. Ich wusste Bescheid.

Dabei wusste ich gar nichts. Ich hatte keine Ahnung, dass ich aus einer jüdischen Familie stammte, geschweige denn dass über zwanzig Verwandte von mir den Holocaust nicht überlebt hatten. Ich war in dem Glauben an eine Geschichte meiner tschechoslowakischen Heimat aufgewachsen, die geradlinig und längst nicht so verworren wie die Realität war. Ich musste noch viel über die komplexen ethischen Entscheidungen lernen, die meine Eltern und andere in ihrer Generation notgedrungen treffen mussten – Entscheidungen, die noch heute mein Leben und das internationale Geschehen prägen.

Ich bin als Katholikin aufgewachsen und trat nach der Heirat in die Episkopalkirche ein. Ich hatte – da war ich mir sicher – eine slawische Seele. Meine Großeltern waren gestorben, bevor ich groß genug war, um mich an ihre Gesichter oder Namen zu erinnern. In Prag lebte eine Cousine von mir. Unlängst setzte ich mich wieder mit ihr in Verbindung. Als Kinder hatten wir uns sehr nahe gestanden, aber inzwischen kannte ich sie nicht mehr allzu gut. Der Eiserner Vorhang hatte uns getrennt.

Meine Eltern hinterließen mir ein unschätzbares Vermächtnis: eine Reihe tiefer Überzeugungen, was Freiheit, Grundrechte und Rechtsstaatlichkeit angeht. Darüber hinaus erbte ich eine Liebe zu zwei Ländern. Die Vereinigten Staaten hatten meine Familie aufgenommen und es mir ermöglicht, in Freiheit aufzuwachsen. Ich nenne

mich voller Stolz eine Amerikanerin. Die Tschechoslowakische Republik war ein Musterbeispiel für einen humanen Staat, bis sie von Adolf Hitler zerschlagen und dann (nach einer kurzen Phase des Wiederaufblühens nach dem Krieg) von Josef Stalins Helfershelfern wiederum vernichtet wurde. 1989 weckte die Samtene Revolution unter der Führung Václav Havels, meines Helden und später teuren Freundes, neue Hoffnung. Mein Leben lang glaubte ich an die Tugenden einer demokratischen Regierung, an die Notwendigkeit, sich gegen das Böse zu stellen, und an den jahrhundertealten Wahlspruch der Tschechen: »*Pravda vítězí*« oder »Die Wahrheit wird siegen«.

Uon 1993 bis 1997 hatte ich die Ehre, die Vereinigten Staaten als Botschafterin bei den Vereinten Nationen zu repräsentieren. Aufgrund meiner prominenten Stellung und durch die Befreiung Mitteleuropas nach dem Fall der Mauer bekam ich Post die Geschichte meiner Familie betreffend. Einige Briefeschreiber irrten sich im Hinblick auf die Fakten, manche Briefe waren kaum zu entziffern, andere baten um Geld und etliche erreichten mich überhaupt nicht, weil die Assistenten (die die Sprache nicht kannten) nicht zwischen persönlicher Korrespondenz und öffentlichen Angelegenheiten unterscheiden konnten. Gegen Ende der ersten Amtszeit Bill Clintons erhielt ich mehrere Schreiben von Menschen, die meine Eltern gekannt hatten und die Namen und Daten mehr oder weniger exakt wiedergaben. Überdies deuteten sie an, dass meine Vorfahren Juden gewesen seien. Der Brief einer 75-jährigen Frau erreichte mich Anfang Dezember 1996: Sie schrieb, ihre Familie habe geschäftlich mit meinen Großeltern mütterlicherseits zu tun gehabt, die der Judenverfolgung im Krieg zum Opfer gefallen seien. Meine Schwester Kathy, mein Bruder John und ich glichen unsere Erinnerungen ab, und ich berichtete auch meinen Töchtern Anne, Alice und Katie von den Neuigkeiten. Da ich zu der Zeit wegen meiner Kandidatur für das Amt der Außenministerin eine Sicherheitsüberprüfung durchlief, informierte ich auch Präsident Clinton und seine engen Berater. Im Januar 1997, bevor wir Zeit hatten, der Sache nachzugehen, enthüllte ein emsiger Reporter der *Washington Post*, Michael Dobbs, Informationen, die uns alle verblüfften: Nach seinen

Recherchen waren drei meiner Großeltern und viele andere Angehörige im Holocaust umgekommen.

Im Februar 1997 reisten Kathy, John und Johns Frau Pamela nach Tschechien. Sie bestätigten einen großen Teil von dem, was in dem *Post*-Artikel gestanden hatte, fanden aber auch ein paar Fehler. Im selben Sommer gelang es mir, zwei ähnliche, allerdings kürzere Reisen zu unternehmen. Der emotionalste Moment war für mich der Besuch der Prager Pinkas-Synagoge, wo unter den 80 000 Namen, die man dort zur Erinnerung an die Opfer der Shoah auf die Wände geschrieben hatte, auch jene meiner Familienangehörigen stehen. Ich war zuvor bereits in der Synagoge gewesen, war aber (da ich keinen Anlass dazu gehabt hatte) nicht auf die Idee gekommen, hier nach Namen von Angehörigen zu suchen.

Die Episode wird in meinen Memoiren *Madam Secretary* ausführlich beschrieben und soll hier nicht näher geschildert werden. Die Hauptidee ist jedoch von zentraler Bedeutung, weil sie den Anstoß zu diesem Buch gab. Regelrecht schockiert und, ehrlich gesagt, peinlich berührt stellte ich fest, dass ich über meine Familiengeschichte nicht besser Bescheid wusste. Meiner Schwester und meinem Bruder ging es genauso. Und die vielen Menschen, die mir erzählten oder schrieben, dass sie mit den Geheimnissen, die ihre eigenen Eltern gehütet hatten, ganz ähnliche Erfahrungen gemacht hätten, waren mir auch kein großer Trost. Ich konnte akzeptieren, ohne dass mich das wirklich zufrieden stellte, dass die bestehende Kluft zwischen meiner Erinnerung und der Realität weder unerklärlich noch einzigartig war, dennoch bedauerte ich es, nicht die richtigen Fragen gestellt zu haben. Darüber hinaus spürte ich den Drang, mehr über die Großeltern zu erfahren, die ich nicht kennengelernt hatte, weil ich zu klein war – insbesondere, weil ich inzwischen selbst Großmutter geworden war.

Nachdem ich beschlossen hatte, mich in meine Familiengeschichte zu vertiefen, erkannte ich schon bald, dass ich das nicht tun konnte, ohne meine Eltern in den Kontext zu stellen, in dem sie gelebt hatten, insbesondere in die Jahre 1937 bis 1948, die Ära um den Zweiten Weltkrieg – und zugleich die ersten zwölf Jahre meines Lebens.

Ende der dreißiger Jahre rückte die Tschechoslowakei in den Mittelpunkt der Weltpolitik, ein abgelegenes Land, das die wenigsten Menschen in Hauptstädten wie London und Washington jemals besucht hatten. Sie wussten nicht einmal, wie man den Namen ausspricht. Wenn überhaupt, so kannten die meisten es als Böhmen, das Land der Magie, der Marionetten, Franz Kafkas und des tapferen Königs Wenzel. Aber wer etwas über Mitteleuropa wusste, hatte mit Blick auf die tausendjährige Geschichte Respekt vor dieser Nation und schätzte sie wegen ihrer Lage an einer Kreuzung zwischen West und Ost. Außerdem war das Land der Schauplatz einer langen und mitunter erbitterten Rivalität zwischen Tschechen und Deutschen. In dem dramatischen Höhepunkt dieses Konflikts verlangte Adolf Hitler, dass die tschechoslowakische Regierung ihre Souveränität aufgab, indem sie den deutschen Truppen die Grenze öffnete. Hitler beschwor damit für ganz Europa eine Krise herauf, in der die Politiker knallhart rechnen mussten. Da die Tschechoslowakei den Großmächten im Westen nicht wert schien, für sie zu kämpfen, wurde das Land dem Streben nach Frieden geopfert.

Aber der Krieg kam dennoch – und mit ihm die fast völlige Vernichtung des europäischen Judentums sowie eine Neuordnung der internationalen Politik.

Meine Familie verbrachte den Zweiten Weltkrieg in England. Sie kam genau in der Phase in das Land, als die Bevölkerung des Inselstaates aus zwei Jahrzehnten der Selbstgefälligkeit erwachte. Wir waren dort, als Winston Churchill an seine Landsleute appellierte, sich gegen die nationalsozialistische Finsternis zu vereinen, den »Blitz« durchzustehen, den Flüchtlingskindern vom Kontinent eine Zuflucht zu geben und die tschechoslowakische Exilregierung aufzunehmen, in deren Diensten mein Vater stand. Meine ersten Erinnerungen gelten London und der britischen Landschaft, Luftschutzbunkern und Verdunkelungsvorhängen. Ich erinnere mich auch an einen Ausflug mit meinen Eltern zum Meer, obwohl man dort massive Stahlbarrieren aufgestellt hatte, um feindliche Invasionsversuche zu vereiteln.

Von dem Tag an, als die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten, waren meine Eltern und ihre Freunde sicher, dass die Alliierten siegen würden. Als Demokraten aus Mitteleuropa beteten sie, dass die Vereinigten Staaten – nicht die Sowjetunion – in unserer Region die maßgebliche Einflusszone besetzen würden. Es sollte anders kommen. Nach dem Sieg über die Nationalsozialisten wurde die Tschechoslowakei einmal mehr zu einem zentralen Schlachtfeld, auf dem sich der Totalitarismus durchsetzte. Meine Familie musste erneut ins Exil und fand diesmal in den Vereinigten Staaten eine dauerhafte Zuflucht.

Kaum eine Entscheidung dürfte einem Erwachsenen schwerer fallen als jene, die Menschen in diesen turbulenten Zeiten treffen mussten, doch die damit verbundenen Themen kennt wohl jedes Kind: Wie bekomme ich Sicherheit? Wem kann ich trauen? Was kann ich glauben? Und (mit den Worten der tschechischen Nationalhymne): »Wo ist meine Heimat?«

Ein in Prag geborenes Kind meiner Generation kannte ganz selbstverständlich den 1855 geschriebenen Roman *Großmutter*. Das Buch zählte zu den ersten Werken der ernsten Literatur, das in tschechischer Sprache erschien. Wegen des Namens der Romanheldin habe ich die Geschichte besonders ins Herz geschlossen: »Magdalena«. Unter den Nebenfiguren findet sich eine merkwürdige, junge Frau, die sich (von einem durchziehenden Soldaten »behext« und für die Ehe verloren) in eine Waldhütte zurückzieht, selbst im Winter barfuß herumläuft und von Beeren, Wurzeln und gelegentlichen Almosen lebt. Auf die Frage eines Kindes, wie die Frau denn unter so harten Bedingungen überleben könne, erwidert die Großmutter, das liege daran, dass dieses arme Geschöpf »nie in eine geheizte Stube komme, [deshalb] spüre sie die Kälte nicht so wie wir«. ¹

In meiner ganzen Kindheit wurde Dutzenden Millionen von Menschen, bildlich gesprochen, jede Chance genommen, einen beheizten Raum zu betreten. Stattdessen mussten sie sich in dem Elend des Krieges durchschlagen: Besetzung durch feindliche Truppen, Trennung vom eigenen Haus und Angehörigen, Mangel an Lebensmitteln und Brennmaterial, und überall lauerten Misstrauen, Angst, Gefahr und Tod. Ohne die Aussicht, sich allmählich zu ent-

wickeln, unter vertrauten Menschen und an bekannten Orten, wurden die Kinder auf ihre ursprünglichen Instinkte zurückgeworfen und gezwungen, aus einer kleinen Auswahl schlechter Optionen praktische und moralische Entscheidungen zu treffen.

Häufig waren es mutige Entscheidungen, manche waren rein pragmatisch, anderen haftete das Schandmahl des Verrats und der Feigheit an. Oft wurde ein verschlungener Pfad gewählt, weil anfangs Vorsicht, dann Courage den Weg wiesen. Die eine oder andere Entscheidung, die als unmittelbare Reaktion auf bestimmte Umstände getroffen worden war, hatte unvorhersehbare, langfristige Folgen. In diesem Umfeld konnten übereilte Entscheidungen, sei es von Politikern, feindlichen Kombattanten, Bürokraten, Nachbarn oder selbst den Eltern, verhängnisvolle oder lebensrettende Konsequenzen haben.

Am Ende hatten alle, die die Jahre 1937 bis 1948 durchgemacht hatten, großes Leid kennengelernt. Millionen Unschuldiger überlebten den Krieg nicht, und ihr Tod darf niemals vergessen werden. Es liegt nicht in unserer Macht, verlorene Menschenleben zurückzuholen, aber wir haben eine Pflicht, alles über das Geschehene und über das Warum in Erfahrung zu bringen – nicht etwa um aus der bequemen Position der Rückschau ein Urteil zu fällen, sondern um zu verhindern, dass sich das schlimmste Übel jener Geschichte wiederholt.

Die Recherche für dieses Buch fing so an wie viele familiengeschichtliche Nachforschungen: mit einem Stapel Kartons in der Garage. Mein Vater hatte ein halbes Dutzend Sachbücher veröffentlicht und, wenn er sich Notizen machte, mit einem Diktiergerät seine Gedanken aufgenommen. Ich habe einen ganzen Korb voller Aufnahmen, die ich nie angehört habe, weil ich Angst hatte, seine Stimme würde eine zu schmerzliche Sehnsucht nach ihm auslösen. Bei diesen Kartons hatte ich eine ähnliche Angst. Während meiner Amtszeit war ich viel zu beschäftigt gewesen, um das Material zu durchforsten. In den Jahren danach gelang es mir durch eine Flut anderer Projekte, mir einzureden, dass die Zeit noch nicht reif sei. Aber ich hatte lange genug gewartet.

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen, holte ein paar Kisten vom Stapel und begann meine Reise. Ich entdeckte ein Bündel Papiere, die von verrosteten Büroklammern und von so spröden Gummis zusammengehalten wurden, dass sie sofort rissen, als sie sich dehnen sollten. Ein großer Teil des Materials war unspektakulär, aber hier und da stieß ich auf bemerkenswerte Fundstücke. Da waren etwa die Originalentwürfe der Vorträge, die mein Vater über die Persönlichkeiten gehalten hatte, für die er besondere Bewunderung hegte: Tomáš G. Masaryk, den Gründer der modernen Tschechoslowakei, und seinen Sohn Jan, den ehemaligen Vorgesetzten meines Vaters. Ich stieß auf Bücher, die Menschen geschrieben hatten, die ich als Kind getroffen hatte, etwa auf ein mehrbändiges Werk von Prokop Drtina, mit dem wir im Krieg in London ein Mietshaus bewohnt hatten. In einem seiner Bücher war eine Seite an der Ecke umgeknickt, um die Stelle zu markieren. Ich erfuhr kurz darauf, dass unser ehemaliger Nachbar auf die Idee gekommen war, die Beschreibung eines kleinen Mädchens namens Madlenka einzufügen – das erste Mal, dass jemand etwas über mich geschrieben hatte. Außer meiner Mutter konnte niemand die Stelle markiert haben.

In den letzten Jahren habe ich an der Georgetown University einen Kurs mit dem Titel »Die Instrumente der nationalen Sicherheit« gehalten. Ich fand einen Artikel, den mein Vater vier Jahrzehnte zuvor geschrieben hatte – ein Werk, von dessen Existenz ich nie gewusst hatte –, mit der Überschrift: »Die Instrumente der Außenpolitik«. In einem anderen Ordner fand sich ein Stapel mit gut 120 Seiten, fein säuberlich getippt und in Kapitel unterteilt. Mein Vater hatte mir einmal anvertraut, dass er versuche, einen Roman zu schreiben. Ich fragte: »Worüber?« Er antwortete: »Ein Mann kehrt am Ende des Zweiten Weltkriegs in die Tschechoslowakei zurück.« Das musste es sein. Eifrig vertiefte ich mich in den Text. Wenig später hatte ich Tränen in den Augen. Auf den folgenden Seiten werde ich meinen Vater immer wieder zu Wort kommen lassen.

Und meine Mutter ebenfalls. Im Jahr 1977, kurz nach dem Tod meines Vaters, hatte sie einen elfseitigen Brief geschrieben, der die einzigen Informationen aus erster Hand über die dramatischen Momente im Leben meiner Eltern enthält, die ich besitze – nicht

zuletzt über die Flucht aus Prag nach der deutschen Invasion. Einige Wochen lang suchte ich nach dem Essay, konnte ihn aber nicht finden. Ich fragte meine Geschwister, ob sie vielleicht eine Idee hätten, wo er sein könnte: vergebens. Ich stellte mein Arbeitszimmer auf den Kopf und durchsuchte wohl zum zehnten Mal meinen Schreibtisch. Dort entdeckte ich in der Schublade mit den Unterlagen, die mir am meisten am Herz lagen, das Schreiben meiner Mutter, ein wenig zerknittert und an den Rand gerutscht. Ich glättete die vergilbten Seiten und fing an zu lesen:

Auf einem hohen Hügel in der Nähe von Denver liegt ein kleiner Friedhof, und dort befindet sich an der Wand eines Mausoleums ein Namensschild: Josef Korbel 1909–1977. Eines Tages wird sich womöglich jemand fragen, wer dieser Mann mit dem ungewöhnlich geschriebenen Namen war und warum er auf diesem Hügel in Colorado begraben wurde.

Ich möchte gerne ein paar Worte über ihn schreiben, weil sein Leben noch ungewöhnlicher war als sein Name. Er ist auf dem Hügel begraben, weil er die Natur liebte, weil er gerne angeln ging, weil er in Colorado nach einem erfüllten Leben, während dessen er in unterschiedlichen Ländern in verschiedenen Berufen tätig war, viele glückliche Jahre verbrachte. Er sagte oft: »Ich war in vielen prächtigen Berufen tätig, aber College-Professor in einem freien Land zu sein, war das, was mir am besten gefallen hat.«

Joe wurde in der Tschechoslowakei in einer kleinen Stadt geboren, wo sein Vater damals ein kleines Geschäft für Baumaterial hatte. In diesem Ort gab es nicht einmal eine weiterführende Schule, und deshalb musste er im Alter von zwölf Jahren in einer Nachbarstadt wohnen. An dieser Schule lernten wir uns kennen und verliebten uns ...²

Das war die Kurzfassung: der Anfang der Geschichte und das Ende. Aber es gab mit Sicherheit, noch mehr zu erfahren über all das, was sich zwischen dem Gymnasium und dem Hügel in Colorado ereignet hatte.

Vor der Abreise aus London nahm ich an einem Symposium mit dem Titel »Bande, die binden« teil, zur Erinnerung an den 70. Jahrestag der tschechoslowakischen Regierung im Exil. Die von Michael Žantovský, dem tschechischen Botschafter in Großbritannien, veranstaltete Konferenz diente als Forum zur Neubewertung vergangener Kontroversen im Lichte neu vorliegender Informationen. Einmal mehr war ich erstaunt darüber, wie zentral diese Geschichte Epoche gewesen war und wie weit die Meinungen der Gelehrten zum selben Ereignis auseinandergehen können. Am Ende des Tages waren einige von uns in Jubel ausgebrochen, andere in Tränen, und manche wurden fast schon handgreiflich.

Ich reiste auch nach Prag, wo mir viele Freunde, alte und neue, bei meinen Nachforschungen halfen. Tomáš Kraus, der Vorsitzende der Föderation jüdischer Gemeinden in der Tschechischen Republik, beantwortete meine Fragen zur jüdischen Geschichte Prags, die bis ins siebte Jahrhundert zurückreichte. Daniel Herman vom Institut für die Erforschung totalitärer Regime übergab mir eine Akte, welche die kommunistische Nachkriegsregierung über meine Familie angelegt hatte. Nicht alle Dokumente waren lesbar, aber die Quellen besagten eindeutig, dass mein Vater in dem marxistischen Regime mächtige Feinde hatte. Im tschechischen Außenministerium erhielt ich Dokumente zur Karriere meines Vaters, darunter auch einen Polizeibericht über meinen Großvater väterlicherseits, der beim Autofahren offenbar nicht allzu viel Rücksicht genommen hatte. Im Jahr 1937 wurde er angewiesen, Schadenersatz für das Überfahren einer Henne zu zahlen. Ich stattete auch der Festung und dem Gefängnis Theresienstadt, dem heutigen Terezín, einen Besuch ab. Die letzte Station war der Friedhof, wo die Opfer einer langen Geschichte von Konflikten ihre letzte Ruhe fanden. Hier wird der Tschechen, Deutschen, Ungarn, Juden, Polen, Russen, Serben, Slowaken und anderen Nationalitäten gemeinsam gedacht, obwohl sie sich im Leben häufig gegenseitig an die Kehle gegangen waren.

Bei meinen Reisen nach Prag verbrachte ich viel Zeit mit meiner Cousine Dáša, die mich stets mit einem Teller Zwetschgenknödel empfing. Mehr als zwei Jahre lang standen wir in ständigem Kontakt, tauschten Erinnerungen und Bilder aus und übersetzten

gemeinsam Briefe und andere Schriften. Zu der Zeit hat mich keine lebende Person früher als sie gekannt. Häufig hatte ich im Schutzbunker in ihren Armen Trost gefunden. Aber ihre Eltern konnten die Tschechoslowakei nicht verlassen, als meine nach England auswanderten, und später, als die Kommunisten die Macht übernahmen, beschloss Dáša zu bleiben und ihren Freund zu heiraten, statt in den Westen zu gehen. Wir hatten völlig unterschiedliche Leben geführt und schienen doch von derselben unerschöpflichen Tatkraft erfüllt. Sie leistete einen unschätzbaren Beitrag zu meinen Nachforschungen. Als ich sie im April 2011 zuletzt sah, hatte sie einen vollen Terminplan, mit Aktivitäten wie einem Programm für Kinder, das der Lehre und dem Gedenken des Holocaust gewidmet war. Anfang Juli klagte sie nach der Rückkehr von einer Reise nach England über Schmerzen im Nacken und Rücken. Kaum zwei Wochen später starb sie. Ich werde immer dankbar sein, dass dieses Projekt half, uns wieder zusammenzuführen.

Der Tod nahm noch einen zweiten Menschen, der eng mit diesem Buch verbunden ist, von dieser Welt. Am 18. Dezember 2011 erlag Präsident Vacláv Havel einer chronischen Atemwegserkrankung. Ich hatte ihn zuletzt auf der Feier seines 75. Geburtstags zwei Monate zuvor getroffen. Ich schenkte ihm damals einen Kompass, den ein US-Soldat im Ersten Weltkrieg benutzt hatte – dem Konflikt, nach dem die Tschechoslowakei zum ersten Mal unabhängig geworden war. Auf meiner Karte wies ich auf die Ironie hin, die in der Tatsache lag, dass ich dem Mann, der einer ganzen Generation als moralischer Leitstern diente, einen Kompass schenkte. Das 20. Jahrhundert brachte nur eine Handvoll wahrhaft demokratischer Helden hervor. Havel war einer von ihnen.

Im Oktober 2010 hatten wir uns zum Essen im Café Savoy getroffen, einem verrauchten Lieblingsschlupfwinkel Havels aus den Tagen der Samtenen Revolution. Als ich ihm erklärte, was ich vorhatte, versprach er sofort, mir zu helfen. Ich fragte ihn nach seinen Kindheitserlebnissen und bat ihn, sich Gedanken über die Entscheidungen zu machen, welche Politiker im Krieg getroffen hatten. In jedem Gespräch mit Havel kommen politische Themen zur Sprache und damit unweigerlich auch moralische. Er hatte mir oft seine Idee

erklärt, dass man Gott mit der Sonne vergleichen könne: ein großes Auge am Himmel, das sieht, was wir tun, auch wenn kein Mensch in der Nähe ist. Mich hatte dieses Bild immer erschreckt, ich stimme aber zu, dass Gewissen die Eigenschaft ist, die bislang noch kein Wissenschaftler ganz erforscht hat. Walt Disney hat das Patentrezept »Lass dich von deinem Gewissen leiten« der Generation der amerikanischen »Baby Boomer« eingebläut. Das Leben ist komplizierter als dieser Wahlspruch, aber als ich mit Havel zusammensaß, fragte ich mich, ob wir nicht manchmal das Offensichtliche übersehen. Zwei Jahrzehnte zuvor hatte ich mir seine Rede angehört, mit der er den US-Kongress völlig überrascht hatte. Die Tschechoslowakei hatte kurz zuvor ihre Unabhängigkeit wiedererlangt, und die Gesetzgeber erwarteten ein Loblied auf den Sieg im Kalten Krieg. Stattdessen bekamen sie einen Appell im Namen der ganzen Menschheit und eine Erklärung zu hören, dass der eigentliche Kampf – das Ringen um moralische Verantwortung für die Erde und unsere Nachbarn auf ihr – soeben erst begonnen habe.

Warum treffen wir bestimmte Entscheidungen? Diese Frage hat mich immer schon fasziniert – und ist ein Leitmotiv dieses Buches. Was trennt die Welt in ihrer jetzigen Form von jener Vision eines ethischen Universums, die Menschen wie Havel vorschwebte? Was veranlasst einen Menschen, in einem kritischen Augenblick mutig zu handeln, und einen anderen, in der Menge unterzutau-chen? Warum stellen manche Menschen in schweren Zeiten ihre Stärke unter Beweis, während andere schnell den Mut verlieren? Was unterscheidet den Schläger vom Beschützer? Ist es Erziehung, der Glaube, sind es unsere Eltern, Freunde, die Umstände der Geburt, traumatische Ereignisse oder höchstwahrscheinlich eine Kombination aus allem, die den Unterschied ausmachen? Kurzum: Hängen unsere Hoffnungen für die Zukunft von einer wünschenswerten Entwicklung äußerer Ereignisse oder von einem unergründlichen Prozess in unserem Inneren ab?

Meine Suche nach einer Antwort auf diese Fragen beginnt mit einem Rückblick: in die Zeit und auf den Ort meiner frühesten Kindheit.

TEIL I

Vor dem 15. März 1939

*Nicht wahr, die Sibylla hat geweissagt, dass Böhmen
von großer Not heimgesucht werden wird, von
Kriegen, Hunger und Pest; ... wenn weder Worte
noch Versprechen gelten, dann wird es am schlimmsten
sein, dann wird Böhmen an den Hufen der
Pferde in alle Welt auseinander getragen werden.*

BOŽENA NĚMCOVÁ,
Die Großmutter. Bilder aus dem ländlichen Leben,
1855

EIN UNWILLKOMMENER GAST

Auf einem Hügel in Prag liegt eine Burg, die seit tausend Jahren dort steht. Von ihren Fenstern aus blickt man auf einen Wald aus goldenen Kuppeln und barocken Giebeln, Schieferdächern und Kirchtürmen. Auch die Steinbrücken sind zu sehen, die sich über die breite, mäandernde Moldau spannen, die gemächlich nach Norden fließt. Im Laufe der Jahrhunderte ist Prag durch die Kunstfertigkeit der Handwerker verschiedenster Nationalitäten und Konfessionen herrlich herausgeputzt worden; es ist eine tschechische Stadt mit unzähligen Akzenten. Am schönsten ist Prag im Frühling, wenn die duftenden Knospen der Linden aufplatzen, die Forsythien golden leuchten und der Himmel ein unwirkliches Blau annimmt. Die Menschen, die für ihre Sorgfalt, Widerstandsfähigkeit und ihren Pragmatismus bekannt sind, freuen sich in jedem Winter auf die Zeit, wenn die Tage länger werden, die kalten Winde nachlassen, die Bäume wieder Blätter bekommen und die Flussufer stumm zum Verweilen einladen.

Am Morgen des 15. März 1939 hätte das Versprechen des kommenden Frühlings kaum ferner scheinen können. Der Schnee lag hoch auf dem Burggelände, der Wind blies eisig aus Nordost, der Himmel war bleigrau. Vor der amerikanischen Botschaft passten zwei ungepflegt aussehende Männer einen Diplomaten auf dem Weg in sein Büro ab und flehten ihn verzweifelt an, ihnen Asyl zu gewähren. Sie hatten für die tschechoslowakische Regierung in Deutschland spioniert und waren der Gestapo bekannt. Der Diplomat, ein junger Beamter des Foreign Service namens George Kennan, wies sie ab. Er konnte nichts für sie tun.

Als die Tschechen an jenem Morgen erwacht waren, hatte sie folgende Ankündigung überrascht: »Um sechs Uhr haben heute Morgen deutsche Truppen unsere Grenzen überschritten und rücken

auf allen Straßen nach Prag vor. Bleiben Sie ruhig.« Das Tageslicht war noch nicht durch die Wolken gedrungen, da rollte schon der erste Konvoi aus Gelände- und Lastwagen vorbei, in Richtung Burg. Die eisbedeckten Fahrzeuge wurden von Soldaten mit geröteten Gesichtern gelenkt, die Stahlhelme und Wollmäntel trugen. Wenig später hatten die Prager ihren Frühstückskaffee getrunken, und es war Zeit, zur Arbeit zu gehen. Die Gehwege füllten sich mit Männern und Frauen. Sie blieben stehen und starrten die fremde Prozession an, hoben trotzig die Faust, riefen etwas oder glotzten wie versteinert.

Auf dem Wenzelsplatz stimmten spontan einige Menschen patriotische Lieder an. Immer mehr motorisierte Bataillone rollten in die uralte Stadt und drangen in jedes Viertel vor. Am Bahnhof wurden Geschütze und Panzer abgeladen. Noch am Vormittag verschafften sich deutsche Soldaten in ihren Knobelbechern zielstrebig Zutritt zum Rathaus, zu den Ministerien, Gefängnissen, Polizeiwachen und Kasernen. Sie besetzten die Flugplätze, stellten Feldgeschütze auf den schneebedeckten Hängen des Petřín Hügels auf, hissten Flaggen und Banner an den Häuserfronten und befestigten Lautsprecher an Laternenpfählen und Bäumen. Das Kriegsrecht wurde ausgerufen und eine Ausgangssperre ab 21 Uhr verhängt.

Nach Einbruch der Dunkelheit fuhr eine Wagenkolonne von Norden in die Stadt ein. Die Fahrgäste wurden eilends durch die verlassen Straßen, über den Fluss und über kurvenreiche Seitenstraßen den Burghügel hochgebracht. Somit diente an jenem Abend der sagenumwobene Sitz der böhmischen Könige dem Herrscher des »Dritten Reichs« als Hauptquartier. Adolf Hitler und seine höchsten Berater Hermann Göring und Joachim von Ribbentrop waren bester Laune. »Es mag sein, dass die Tschechen entrüstet schreien werden«, hatte der »Führer« dem Vernehmen nach seinen Militärs gesagt, »wir werden ihre Alarmrufe ersticken, bevor sie ihnen aus der Kehle fahren. Und wer würde ihnen schon zu Hilfe kommen?«¹ Im Sinne der Äußerung, die Bismarck zugeschrieben wurde, dass jeder, »der Böhmen kontrolliert, ganz Europa kontrolliert«, hatte Hitler diesen Tag seit langem geplant. Er hielt die Tschechen wegen ihrer Raffinesse für das gefährlichste slawische Volk, er hatte ein Auge auf ihre Luftstützpunkte und Munitions-

Beschlag. NS-Verwaltungsbeamte richteten sich in den nobelsten Villen und Hotels ein. Jeden Morgen vor Tagesanbruch huschten Männer in langen Mänteln durch die Stadt, sie hatten Schlagstöcke und schwarze Listen bei sich. Meine Eltern schickten mich zu meiner Großmutter und versuchten mit allen Mitteln das zu erreichen, was ihr geliebtes Land bereits getan hatte: von der Bildfläche zu verschwinden.

GESCHICHTEN AUS BÖHMEN

Wie alt ich war, als ich zum ersten Mal die Sage von Urvater Tschech und der weisen, unerschrockenen Libuše hörte, weiß ich nicht mehr, aber mit Sicherheit war ich sehr jung. Meine Mutter las sie mir immer wieder vor, sie liebte die alten böhmischen Sagen. Wie in vielen Kulturen mischten sich hier Legende und Realität zu einer Geschichte voller mitreißender Herausforderungen und Abenteuer, magischer Schwerter und fantasievoller Erklärungen zum Ursprung des Lebens. Im Lauf der Zeit traten echte Helden und Schurken auf den Plan, nahmen ihren Platz an der Seite von Fantasihelden ein und schufen gemeinsam die Saga einer Nation. Die Aufgabe des Historikers ist es, solche Erzählungen sorgfältig zu prüfen und die Wahrheit von der Dichtung zu trennen. Häufig werden die Fakten jedoch so dargestellt, dass sie in ein Muster passen, das dem Empfinden des Autors zu jener Zeit, als er sie niederschrieb, entsprach. Aus diesem Grund scheint sich die Geschichte unablässig zu verändern. »Ein Gelehrter«, schrieb mein Vater einmal, »liest die historischen Quellen unweigerlich genauso, als würde er in einen Spiegel schauen – was ihm am meisten einleuchtet, ist das Abbild seiner eigenen Werte [und] ... Identitätsgefühls.«²

Ich habe nie eine Vorlesung zur tschechischen Geschichte besucht, vielmehr sammelte ich meine Informationen Stück für Stück aus Gesprächsfetzen, die ich aufschnappte, aus Recherchen während meiner Zeit am College und den Büchern, die meine Mutter las und mein Vater schrieb. Mit der Zeit gelangte ich zu der Überzeugung, dass mein Vaterland etwas ganz Besonderes sei, ein Land voller humanistisch und demokratisch gesinnter Menschen, die einen unablässigen Überlebenskampf gegen feindliche Unterdrücker geführt haben. Die großartigsten Momente der Nation waren von der Bereitschaft geprägt, übermächtigen Widersachern

die Stirn zu bieten, die tragischsten von dem Versäumnis, sich zu wehren, als angebliche Verbündete und Freunde sie im Stich gelassen hatten. In seiner reinsten Form existierte dieser Staat in der Zwischenkriegszeit, als die Tschechoslowakische Republik als Musterbeispiel für die Demokratie des 20. Jahrhunderts in einem sonst düsteren Europa diente.

Von dieser Geschichtsversion war ich so überzeugt, dass ich bei der Verteidigung meiner Dissertation aus allen Wolken fiel, als mich meine Professoren mit familiären Banden aus anderen Teilen Mitteleuropas scharf kritisierten. Ihnen wollte nicht in den Kopf, wieso ich die tschechoslowakische Erfahrung für so einzigartig hielt. In dieser Phase meines Lebens war ich nicht gewillt, die Geschichtsschreibung aufzugeben, die mir am besten gefiel, eine Version, die den Vorzug der Schlichtheit und klaren Unterscheidung zwischen Gut und Böse hatte. Die Professoren seien doch, so dachte ich damals, nur auf die demokratischen Institutionen und Wertvorstellungen meiner Heimat neidisch. Um das Land richtig wertzuschätzen, müssten sie mehr über seine Helden und Sagen, seinen Kampf um eine eigene Identität und die einzigartigen Eigenschaften seines Volkes wissen.

Die ersten Siedler in den Ländereien, die im Herzen Europas zwischen den Karpaten und der Donau liegen, waren die Boier, ein keltischer Stamm auf der Flucht vor Überflutungen im Norden. Diese Vorreiter wurden allmählich von germanischen Kriegern verdrängt, die anschließend von den Legionen des Römischen Reiches unterworfen wurden. Die Römer nannten das Land nach den Boiern »Bohemia«. Folglich wurde das Territorium von Italienern zu Ehren eines keltischen Volksstamms benannt, was zumindest beweist, dass Globalisierung keine Erfindung des 20. Jahrhunderts ist.

Als das Römische Reich zusammenbrach, kehrten die Germanen zurück. Im sechsten Jahrhundert stießen slawische Völker zu ihnen, die aus den zentralasiatischen Steppen ausgewandert waren. Nach der Sage führte der Urvater Tschech (in deutschen Quellen Boemus) sein Volk auf einer mühsamen Reise nach Westen über drei große Ströme, bis sie zu einem ganz besonders geformten Hügel gelangten: oben

rund und flach, aber mit außerordentlich steilen Hängen. Von der Kuppe aus verkündete Tschech seinen müden Gefährten, dass sie endlich das »vom Schicksal vorausbestimmte Land« erreicht hätten, »eine Gegend, welche noch Niemand unterthan ist, reich an Wild und Geflügel, wo Milch und Honig fließt ... Allenthalben finden sich zahlreiche und außerordentlich fischreiche Gewässer.«³

Die Tochter eines Nachfahren von Tschech, die Seherin Libuše, wird in der seltsamen Sprache der alten Chronisten als »die Zierde und der Ruhm des weiblichen Geschlechtes« beschrieben, »welche auch Geschäfte der Männer mit Überlegung besorgte«. Ihr haben wir die Gründung einer Stadt, Prags, zu verdanken, deren Ruhm »bis zu den Sternen reicht«. Die Geschichte mag fantastisch klingen, aber die Stadt und ihr Ruhm waren keineswegs erfunden. Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts hatten die Přemysliden, eine einheimische Sippe, deren Dynastie die Nation gründete, die Kontrolle über die tschechischen Ländereien gefestigt. Unter ihrer Herrschaft wurden große Kathedralen, Klöster und Synagogen gebaut, das Burgviertel wurde befestigt, und der Handel blühte an der Moldau.

Zu den ersten Herrschern der Nation zählte Václav (auf Deutsch Wenzel oder Wenzeslas), ein frommer Christ, der wegen seiner Güte gegenüber den Armen den Zorn des heidnischen Adels auf sich zog. Auf der Suche nach Verbündeten schloss Wenzel mit den germanischen Sachsen Frieden und zahlte als Gegenleistung für deren Schutz einen jährlichen Tribut in Silber und Ochsen. Der König wurde von seinem Volk geliebt, doch sein heimtückischer Bruder Boleslav war auf ihn eifersüchtig. Boleslavs Helfershelfer ermordeten den jungen Monarchen auf dem Weg zur Messe. Jede Nation braucht Märtyrer, und der heilige Wenzel war Böhmens erster.

Die tschechischen Ländereien blühten unter den Přemysliden auf, und Prag entwickelte sich zu einem Musterbeispiel der Vielfalt: Slawen, Germanen, Juden, Italiener, später auch Roma lebten in den engen Häusern der Stadt und feilschten jeden Tag um Felle, Schals, Sättel, Schilde und andere Waren, die in kleinen Läden an den Geschäftsstraßen zum Verkauf angeboten wurden.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts dehnte das Königreich für kurze Zeit seine Herrschaft nach Süden in die Küstenregion der

Zu den vielen Höhepunkten der Herrschaft Karls zählte die Gründung der Universität in Prag, die Studenten aus so fernen Regionen wie England, Skandinavien und dem Balkan anlockte. Damals schrieb man das Jahr 1348, der Buchdruck war also längst nicht erfunden, und die wissenschaftliche Forschung war der strengen kirchlichen Kontrolle unterworfen. Der König ordnete auch den Bau einer Steinbrücke mit 16 Bögen über die Moldau an. Seine Baumeister rieten, dem Mörtel eine besondere Zutat beizumischen, nämlich Eier, damit die Brücke stabiler war.* Die Hennen in Prag waren damit überfordert, den Bedarf an Eiern zu decken, folglich wurde per königlichem Dekret angeordnet, dass aus dem ganzen Land Wagenladungen dieser Zutat herangekarrt wurden. Die königlichen Baumeister waren verwundert, als die Wagen aus einer Stadt im Norden mit einer beeindruckenden Menge an Eiern vorfuhren – allesamt hartgekocht.

Karl war mit Blick auf seinen persönlichen Geschmack zwar Kosmopolit, förderte aber eifersüchtig die nationalen Mythen Böhmens. Er bestätigte die Autonomie der Region und erklärte Tschechisch (neben Deutsch und Latein) zur Amtssprache im Kaiserreich. Zu Ehren des heiligen Wenzels gab er eine Krone aus reinem Gold in Auftrag, verziert mit Edelsteinen und mit einem Kreuz auf der Spitze und einer Kamee aus Saphir, die nach der Legende einen Dorn von der Krone Christi enthielt. Heutzutage sind das königliche Diadem und andere Kronjuwelen in einem eisernen Tresor hinter einer Tür mit sieben Schlössern in einer Kammer des alle übrigen Prager Kirchen überragenden Veitsdoms eingeschlossen. Nach der Überlieferung wird jeden, der sich zu Unrecht die Krone aufsetzt, binnen einem Jahr der Tod ereilen.

Der Märtyrer Wenzel war die politische Ikone der böhmischen Nation; ein zweiter Märtyrer, Jan Hus, wurde zur geistlichen. Der um 1370 geborene Hus begann seine Laufbahn ganz bescheiden als

* Diese Geschichte ist immer wieder angezweifelt worden, aber eine wissenschaftliche Untersuchung der Karlsbrücke aus dem Jahr 2008 bestätigte die Existenz von Eiweiß im Mörtel.

Wegen dieser Lehren geriet er in Konflikt mit dem Erzbischof von Prag, der Hus der Ketzerei anklagte.

Auf dem Konstanzer Konzil von 1415, wo sich die katholischen Fürsten versammelten, stand das Schicksal von Jan Hus auf der Agenda. Obwohl man ihm sicheres Geleit zugesagt hatte, wurde der aufmüpfige Rektor in einem Kerker unmittelbar neben einer Kloake in Ketten gelegt. Als seine Widersacher ihn zur Rede stellten, weigerte er sich, seine Lehren zu widerrufen. Die Gesandten der Kirche verurteilten ihn daraufhin. Dem Gefangenen wurde seine Amtstracht abgenommen und der Kopf kahl geschoren. Dann setzte man ihm eine Papierkrone mit drei Teufelsbildern auf und verbrannte ihn auf dem Scheiterhaufen. Seine Henker waren eifrig darauf bedacht, nicht den kleinsten Rest von ihm übrig zu lassen, jeder Teil seines Körpers und sämtliche seiner Kleidungsstücke wurden den Flammen übergeben. Dieser Versuch, jede Erinnerung auszulöschen, hatte jedoch genau den gegenteiligen Effekt.

Wenige Wochen nach dem Tod des Märtyrers stellte die Bewegung der Hussiten die religiöse und wirtschaftliche Ordnung in Prag auf den Kopf. Bekannte Priester wurden von der Kanzel geholt und durch Vertreter der neuen Lehre ersetzt. Hussitische Bauern wollten niedrigere Pachtzahlungen, Adlige hingegen, die mit den Gütern ihrer katholischen Nachbarn liebäugelten, wollten sich »das Geschenk Satans« selbst aneignen. Unterdessen versuchten die etablierte Kirche und ihre Schirmherren verzweifelt, ihre Privilegien zu schützen. Gut fünf Jahre lang schwelte der Konflikt zwischen beiden Seiten vor sich hin. Im Juli 1420 brach er richtig aus, als hussitische Rebellen dem katholischen Heer, welches das Heilige Römische Reich aufgestellt hatte, eine vernichtende Niederlage beibrachten.

Der Rebellenführer Jan Žižka war ein grausamer und gewitzter Krieger, der in seiner Militärlaufbahn schon früh das rechte Auge verloren hatte, war aber im Alter von 60 Jahren immer noch ein brillanter Stratege. Bei diesem Feldzug formte er aus einem hoffnungslos unterlegenen Haufen aus Bauern und Landarbeitern eine beeindruckende Streitmacht, die aus Ackergeräten Waffen machte, Karren zu mobilen Festungen umwandelte und über die schwer

Katholiken riesige Ländereien abzunehmen, zugleich förderte er die Entwicklung der Landessprache und eine Volkskultur, die für ihren Eifer beim Kampf gegen den Analphabetismus bekannt war. »Dieses verruchte Volk«, räumte selbst Papst Pius II. im 15. Jahrhundert ein, »hat eine hervorragende Eigenschaft: es lernt eifrig. Selbst ihre Frauen kennen die Schrift besser als italienische Bischöfe.«⁴

In den folgenden Jahren ließ die religiöse Rivalität nach, und der hussitische (oder protestantische) Adel akzeptierte die habsburgische Herrschaft, die ihren Sitz in Wien hatte und von deutschsprachigen Katholiken angeführt wurde. Dieses Arrangement beruhte auf der Übereinkunft, dass ihre religiösen und Besitzrechte respektiert wurden. Eine Zeitlang war alles in Ordnung, aber im Jahr 1618 legten protestantische Wortführer der Habsburgischen Krone eine Liste mit Beschwerden vor und forderten eine größere Autonomie. Die Forderung wurde brüsk abgewiesen. Wutentbrannt marschierten die Protestanten zur Burg, wo sie am 23. Mai die Repräsentanten des Königs zur Rede stellten. Das Gespräch verlief nicht zu ihrer Zufriedenheit, und um ihrem Zorn Luft zu machen, warfen die Eindringlinge zwei königliche Räte und einen Schreiber kurzerhand aus dem Fenster – mehrere Stockwerke hinab. Die Beamten überlebten den sogenannten Fenstersturz, ein Wunder, das die Katholiken einem göttlichen Eingreifen zuschrieben, die Protestanten hingegen dem Umstand, dass die Opfer auf einem Misthaufen landeten.

Fast zwei Jahrhunderte lang hatten böhmische Adlige verschiedener Konfessionen friedlich und einträglich zusammengelebt, nunmehr ließen sie es zu, dass ihre Verärgerung in Wut und Gewalt umschlug. Die Schlacht am Weißen Berge, die an einem nebligen Vormittag am 8. November 1620 ausgetragen wurde, blieb den Tschechen als ein Tag der nationalen Schande in Erinnerung. Dabei unterschieden sich die zwei Seiten, die hier aufeinanderprallten, nicht durch ihre Abstammung, sondern durch ihre Konfession. Ferdinand, der frisch gekrönte habsburgische Kaiser, hatte eine katholische Koalition aus Spanien, Italien, Bayern und Polen aufgestellt. Dem gegnerischen Bündnis gehörten protestantische Sympathisanten aus ganz Europa an, die Führung hatte der junge böhmische König Friedrich. Weil die Wohlhabenden beider Konfessionen den

Den Protestanten in Böhmen kam die Schlacht am Weißen Berge wie das Ende der Geschichte vor. Unterlegene Adlige wurden hingerichtet oder verbannt, ihre Religion verboten und ihre Güter wurden unter den spanischen und österreichischen Verbündeten des Kaisers aufgeteilt. Das tschechische Volk überlebte, aber als eine Nation der Bauern ohne Ober- oder Mittelschicht. Eine Zeitlang erlebte Prag einen Bauboom, weil katholische Adlige großartige Projekte in Auftrag gaben, die den architektonischen Ruhm der Hauptstadt noch vergrößerten, aber die Entfremdung der meisten Tschechen steigerten. Ihre Sprache wurde nicht länger an Verwaltungsbehörden oder Fürstenhöfen gesprochen, sondern durch Deutsch ersetzt. Im Glanz des Zeitalters der Königsherrschaft wurde das böhmische Volk verächtlich als rückständig und unbedeutend angesehen, sofern man überhaupt seiner gedachte.

Bei ihren Forschungen zur tschechischen Geschichte erkannten mein Vater und seine Kollegen zwei entgegengesetzte Kräfte: die Kämpfer, Männer wie Žižka, und die Gelehrten. An erster Stelle ist hier Jan Ámos Komenský (Johann Comenius) zu nennen, der vor allem für seine Schriften im Exil bekannt ist. Der Bischof der von Hus inspirierten Unität der Böhmisches Brüder Komenský zählte zu denjenigen, die nach der Schlacht am Weißen Berge fliehen mussten. Er ernährte sich von Nüssen und entkam seinen Verfolgern, indem er sich im Stamm einer Linde versteckte.

Komenský blieb nichts anderes übrig, als ein neues Leben anzufangen, und schon bald erwies er sich als ein Lehrer mit erstaunlichem Humanismus und Weitsicht. Im Einklang mit seinen böhmischen Idealen legte er großen Wert auf die allgemeine Alphabetisierung und auf Zugang zu freien Schulen für Mädchen ebenso wie für Jungen. Er war ein Verfechter des Lernens mithilfe von Rollenspielen im Gegensatz zum reinen Auswendiglernen, erfand das illustrierte Kinderbuch und schrieb einen Aufsatz über Sprache, der später angeblich an der Universität Harvard von Studenten, die von amerikanischen Ureinwohnern abstammten, verwendet wurde. Nachdem er mit angesehen hatte, wie sein mühsam zusammengestelltes Wörterbuch der tschechischen Sprache von fremden Bauern

verbrannt wurde, plädierte er für die Einführung einer Universal-
sprache, welche dazu beitragen sollte, die Menschheit zusammenzu-
führen. Seiner Ansicht nach sollten zivilisierte Menschen es nicht
dulden, dass allein die Sprache sie trennte. In den letzten Jahren
seines Lebens in Amsterdam klagte er darüber, dass es ihm nicht
möglich war, in seine Heimat zurückzukehren: »Mein ganzes Leben
ist lediglich der Besuch eines Gastes.«⁵ Auch wenn religiöse Märty-
rer und Feldherren in meinem ganz persönlichen Pantheon ihren
Platz haben, so ist Komenský der frühe Denker, den ich am meisten
bewundere.



östlich der tschechischen Landen liegt die Slowakei, Heimat
ebenfalls slawischer Landsleute, deren Geschichte eng mit der der
Tschechen verbunden ist. Die beiden Völker waren einst im Groß-
mährischen Reich vereint gewesen, das im neunten Jahrhundert lose
über einen großen Teil Mitteleuropas geherrscht hatte. Nach 80 Jah-
ren brach das Reich unter der Invasion der Magyaren zusammen,
einer Dynastie, die das Königreich Ungarn gründete und während
des größten Teils des folgenden Jahrtausends über die Slowaken
herrschte. Trotz der politischen Trennung reisten Tschechen und
Slowaken hin und her, zur Verkündigung des Evangeliums, zum
Zweck des Handels und der Lehre.

Die Hauptstadt der Slowakei Bratislava liegt am Ufer der Do-
nau, gut 400 Kilometer von Prag entfernt. Das hügelige Land hat
prächtige Berggipfel und dichte Wälder, Seen aus der Eiszeit und
einen nährstoffreichen Boden vorzuweisen. Die malerische Land-
schaft war die Kulisse für Tausende von Volksliedern und -tänzen,
Sagen und die wahre Geschichte von einem Abenteurer aus dem
18. Jahrhundert namens Juro Jánošík, der aus dem kaiserlichen Heer
desertierte und eine Räuberbande gründete. Jánošíks Straßenräuber
schlugen in einem Wald ihr Lager auf, freundeten sich mit einem
lokalen Priester an und plünderten nur die Reichen aus. Ihre Beute
teilten sie hingegen mit den Armen. Der Eifer dieses slowakischen
Robin Hood für soziale Gerechtigkeit war ein Vorbote für die kom-
menden Ereignisse, denn Mitteleuropa hatte die Schwelle zu einem
umfassenden sozialen Wandel erreicht.

Kaiser Joseph II., der von 1780 bis 1790 als böhmischer König regierte, hielt sich für einen aufgeklärten und guten Menschen. Er ließ Essensgaben und Arzneimittel an die Bedürftigen verteilen, gründete Krankenhäuser, Pflegeanstalten und Waisenhäuser und legte öffentliche Parks und Gärten an. Per Dekret erkannte er »die Schädlichkeit des Gewissenszwangs« an und verordnete, dass künftig kein Mensch gezwungen werden soll, die Staatsreligion anzunehmen. Dieses *Toleranzpatent* bedeutete, dass es den Tschechen nach 150 Jahren wiederum frei stand, den protestantischen und orthodoxen Glauben zu praktizieren. Ferner trachtete Joseph danach, die jüdische Gemeinde Böhmens (damals weltweit die größte) zu integrieren, indem er Beschränkungen für ihre Erwerbstätigkeit aufhob, Sondersteuern abschaffte und den Gebrauch der deutschen Sprache bei der Schulbildung obligatorisch machte. Diese Veränderungen, welche die Juden verstärkt mit der deutschen Sprache und Kultur in Kontakt brachten, wurden von einigen abgelehnt, von anderen aber als Möglichkeit begrüßt, ihre Partizipation in der Gesellschaft auszuweihen.

In der vorindustriellen Ära führten die meisten Tschechen immer noch ein bäuerliches Leben, bestellten den Boden, hielten Vieh, nähten Kleidung und arbeiteten als Müller, Wildhüter, Schmied, Tischler und Schafhirte. Sie legten sich in Holzhütten schlafen, die mit religiösen Ikonen geschmückt waren. Krankheiten wurden mit gesammelten Heilkräutern oder speziellen Balsamen behandelt, die man von umherziehenden Hausierern kaufte. Angeblich linderten sie schmerzende Glieder ebenso wie Zahnweh. In der Regel hatten die Männer Schnurrbärte, trugen Pluderhosen samt Schnupftabakdose und rauchten Pfeife. Die Frauen mit ihren Schürzen plagten sich beim Backen, Waschen und Sammeln der Lebensmittel ab. Den Kindern wurden mit Geschichten von einem alten Weib, das böse Mädchen und Jungen in ihren Sack steckte und wegschleppte, Angst gemacht. Vor den Weihnachtsfeiertagen versammelten sich ganze Dörfer zum Süßigkeiten naschen, zum Gänse oder Enten rupfen und zum Austausch von Geschichten über Feen und Geister. Die Menschen glaubten an das, was man ihnen beigebracht hatte: eine

Mischung aus biblischen Geboten, heidnischen Mythen und Benimmregeln. Ein schlafendes Kind weckte man am besten mit einem sanften Schlag auf die Stirn, weil so die Seele als Erstes aufwachte. Sowohl aus materiellen wie aus spirituellen Gründen wurde Brot – die Gabe Gottes – hoch geehrt. Wenn man auch nur einen Krümel verschmähte, mussten die Seelen im Fegefeuer bitter weinen. Freunde und Fremde wurden gleichermaßen mit einer Scheibe braunes oder schwarzes Brot begrüßt, das mit Schmalz bestrichen und mit Salz bestreut war.

In dieser Umgebung kannte jeder jeden, und alle wussten, wo ihr Platz war, die Aufteilung der Bevölkerung in soziale Schichten war von Gott gegeben. Joseph II. gewährte seinen Untertanen zwar mehr Freiheit, aber sein eigentliches Ziel war der Erhalt des Reiches, nicht der Aufbau einer Demokratie. Mit Blick auf die Notwendigkeit einer Verteidigung wollte er eine Armee schaffen, die ihren Kaiser liebte und eine einzige Sprache sprach. Zum Schutz gegen Einfälle von Feinden aus dem Norden baute er eine achteckige Festung, die er zu Ehren seiner Mutter Kaiserin Maria Theresia taufte: Die Garnisonsstadt wurde Theresienstadt genannt, auf Tschechisch: Terezín.

DER WETTSTREIT

Sir Arthur Conan Doyles erste Sherlock Holmes Geschichte *Ein Skandal in Böhmen* beginnt mit einem Klopfen an der Tür des Hauses 221B Baker Street. Die Identität des mysteriösen Fremden wird von dem genialen Detektiv rasch entlarvt, der den rechtmäßigen König von Böhmen an seinem deutschen Akzent erkennt. Bei diesem Plot sträuben sich jedem tschechischen Nationalisten die Nackenhaare.

Doch im Jahr 1891, als Doyle die Geschichte schrieb, verschob sich das kulturelle Gleichgewicht bereits. Jede Vermutung, ein edler Herr aus Böhmen müsse zwangsläufig Deutsch sprechen, war inzwischen äußerst heikel. Die Aufklärung, die Französische und die Amerikanische Revolution, sowie die Industrialisierung hatten in ganz Europa ein politisches Erwachen ausgelöst. Arbeiter und Bauern gelangten allmählich zu der Überzeugung, dass ihr Leben freier und abwechslungsreicher als das ihrer Vorfahren sein könne, so dass das Feudalsystem, das dem österreichischen und ungarischen Adel Reichtum verschafft hatte, auseinanderbrach. Politische Aktivisten produzierten am laufenden Band Pamphlete, die eine Autonomie und Gleichbehandlung für die Tschechen in Österreich forderten. Slowaken legten den Fürsten in Ungarn ähnliche Forderungen vor. Diese Reformer waren nicht so kühn, die nationale Unabhängigkeit zu fordern, sondern ersuchten um die Gewährung von Privilegien innerhalb des Reiches, wie das Recht, politische Parteien zu gründen, Repräsentanten im Parlament zu wählen, eine stärkere Kontrolle über die kommunale Verwaltung auszuüben und eigene Schulen zu unterhalten.

Nach unzähligen vergeblichen Anläufen und etlichem Blutvergießen zeigte die Agitation endlich Wirkung, wenn auch eine ungleiche. Im Jahr 1867 erkannte der Hof in Wien sein Ebenbild in



Österreich-Ungarn, mit tschechischen Gebieten, 1867

Budapest als gleichberechtigten Partner an und rief so das Königreich Österreich-Ungarn ins Leben. Eine Doppelmonarchie bedeutete jedoch zugleich, dass es zwei Regierungssysteme gab. In Ungarn wurden alle, die innerhalb der Landesgrenzen lebten, als Ungarn angesehen. Es gab keine Minderheiten und folglich für die Slowaken auch keinen Minderheitenschutz. In Österreich erkannte die neue Verfassung das Recht jeder nationalen Gruppe an, die eigene Sprache und Kultur zu bewahren.

Das Wiederaufleben der nationalen Identifikation in den tschechischen Gebieten wurde von intellektuellen Theorien zur Rolle der Nation in der Geschichte und zur zentralen Bedeutung einer Sprache für die Entstehung einer Nation geschürt. Wenn solche Ideen früher aufgekommen wären, hätten sie sich nicht sehr weit verbreitet, aber im 19. Jahrhundert erweiterten viele Menschen ihren Horizont durch die Lektüre einer Vielzahl von Zeitungen und Magazi-

nen, die nun im Umlauf waren. Neben der Bibel wurden nun vielfach auch andere Bücher gelesen. Insbesondere den Menschen, die vom Land in die Stadt zogen, diente die Idee der Nation als Leitstern, an dem sie sich in einer Welt orientierten, wo die alten Wegzeichen Religion und Stand an Autorität verloren.

Auch wenn viele frühe, tschechische Nationalisten auf Deutsch schrieben, forderten sie nachdrücklich die Entwicklung der böhmischen Literatur und bejubelten die Eröffnung der tschechischen Oper, insbesondere Bedřich (Friedrich) Smetanas *Libuše* (Libussa) und *Die verkaufte Braut*. Sie plädierten ferner für ein Nationaltheater, ein Philharmonieorchester, den Turnerverband Sokol, eine Akademie der Künste und Wissenschaften, sowie im Jahr 1882 die Aufteilung der Karls-Universität in separate deutsche und tschechische Institute. Außerdem fingen sie an, darüber nachzudenken, was es denn hieß, Tscheche zu sein.

Der führende Journalist jener Zeit Karel Havlíček meinte dazu: »Ein Tscheche verlässt sich nie auf andere [sondern] ... setzt sich hin, um seine Arbeit zu tun, und lässt sich durch nichts aufhalten.«⁶ Havlíček stellte die These auf, dass die Vernichtung des böhmischen Adels dem tschechischen Volk einen einzigartig demokratischen Charakter verliehen habe: unpräntentiös, pragmatisch und tief in humanistischen Wertvorstellungen verankert. Während andere Völker in eine reiche Minderheit und die arme Mehrheit gespalten seien, wären die Tschechen egalitär, lehnten hochtrabende Titel ab und redeten ihre Landsleute als Brüder und Schwestern an. In seinen Augen war das Engagement des Volkes für anständiges und gerechtes Verhalten ein Vorzug gegenüber ganz Europa und ein willkommener Abschied von der Lästerei, die für die Nachbarstaaten so charakteristisch war. Freilich gaben die Böhmer auch zu, dass sie ebenfalls dazu neigten, jeden, der allzu hoch gestiegen war, wieder zu stürzen. »Wenn ein Tscheche eine Ziege hat«, so lautet ein Sprichwort, »dann sehnt sich sein Nachbar nicht nach einer eigenen Ziege; er wünscht sich, dass die Ziege des Nachbarn stirbt.«⁷ Selbstverständlich gab es noch weitere düstere Einschätzungen des lokalen Charakters. Der deutsche Historiker und Nobelpreisträger Theodor Mommsen kommentierte finster: »Vernunft nimmt der

Schädel der Tschechen nicht an, aber für Schläge ist auch er zugänglich.«⁸

Das ganze 19. Jahrhundert hindurch wetteiferten tschechische und deutsche Nationalisten miteinander und merkten allem Anschein nach überhaupt nicht, dass sie, indem sie versuchten, die Verschiedenartigkeit der Völker nachzuweisen, ganz ähnliche Ambitionen äußerten und vergleichbare Tugenden für sich beanspruchten. Unisono und mit ähnlicher Vehemenz verlangten sie, dass Eltern ihre Kinder zu Patrioten erziehen. Božena Němcová hätte für beide Seiten sprechen können, als sie in dem Gedicht »An die tschechischen Frauen« nachdrücklich verlangte:

*Mit dem ersten zarten Kosewort,
mit dem ersten Kuss, dem süßen
wollen wir ihnen den tschechischen Wohlklang
mit glühender Vaterlandsliebe einflößen.
Tschechische Frauen, tschechische Mütter!
Wir kennen nur eine Freude:
Unsere Kinder für das ruhmreiche
teure Vaterland aufziehen.*

Solche Gemeinplätze waren nicht jedermanns Geschmack. Viele Bewohner der Region scherten sich wenig um nationale Unterschiede, die ohnehin kaum noch zu erkennen waren. Die ursprünglichen slawischen und germanischen Stämme waren längst in die Geschichte eingegangen, und ihre Nachfahren hatten jahrhundertlang auf demselben Gebiet gelebt, in deren Verlauf Mischehen gang und gäbe waren. Tschechische und deutsche Namen waren ebenso durcheinandergewürfelt wie physische Charakteristika, und viele Einwohner waren zweisprachig. Das hieß, dass die sogenannte Reinheit des Blutes in den meisten Fällen reine Illusion war, wenn auch eine verlockende.

Ironischerweise wurde die aufkommende Rivalität zwischen Tschechen und Deutschen ausgerechnet durch den Einsatz der österreichischen Regierung für Minderheitenrechte geschürt. Um dieses Versprechen einzuhalten, mussten die Behörden genau wissen,

wer welcher Nationalität angehörte. So wurde einer fließenden und unscharfen, gesellschaftlichen Realität eine der strengsten menschlichen Erfindungen oktroyiert: die Bürokratie. Gesandte des Reiches kamen mit Formularen in jede Stadt und jedes Dorf. Die Bürger mussten sich beim Ausfüllen für das eine oder das andere Etikett entscheiden. Je größer die Gruppe war, desto mehr Schulen wurden ihr zugestanden, desto mehr Sitze im Parlament zugeteilt, und desto mehr kommunale Beamte durften die Mitglieder wählen. Folglich wurde die Erklärung der Nationalität, die zuvor eine persönliche und freiwillige Option gewesen war, sowohl zu einem gesetzlichen Mandat als auch zu einem politischen Akt.

Für viele Familien richtete sich die Entscheidung nach einer eindeutigen ethnischen und linguistischen Affinität, aber in anderen Fällen ging es eher um die Frage, was am pragmatischsten war. Wenn es in einer Stadt nicht genügend Tschechen für eine eigene Schule gab, war es bequemer für eine Familie, sich als Deutsche zu deklarieren. Wenn eine Stadt weitgehend tschechisch war, war ein deutscher Ladenbesitzer gut beraten, seine Geschäfte in dieser Sprache abzuwickeln. Verarmte Eltern wurden von dem Angebot kostenloser Mittagessen und Schulmaterialien angelockt, als Gegenleistung dafür, dass sie ihre Kinder in die »richtigen« Schulen oder Sportvereine schickten. Schon die beliebige Kombinierbarkeit des Prozesses ist ein Indiz dafür, dass viele Familien Angehörige auf beiden Seiten der Trennlinie hatten. Mein Großvater väterlicherseits, Arnošt Körbel, ließ sich im tschechischsprachigen Zentrum des Landes nieder, einige Geschwister von ihm jedoch in deutschen Gebieten. Frühere Generationen hatten aller Wahrscheinlichkeit nach weder in Deutschland noch in Böhmen gelebt, sondern in Gebieten, die heute zu Polen gehören.

Angesichts derart komplexer Verhältnisse brachten Aktivisten ihre Forderungen umso nachdrücklicher vor. Nach ihrer Denkweise war die nationale Identität kein Bekleidungsstück, das man einkaufte, eine Zeitlang trug und wieder ablegte. Sie war der ausschlaggebende Faktor für die eigene Identität. Menschen hatten die Pflicht zu wählen und, nachdem sie sich entschieden hatten, sich anzupassen. Ein Deutscher sollte deutsche Politiker wählen, deutsche

Geschäfte unterstützen, deutsche Speisen essen, deutsche Kleider anziehen, in deutsche Vereine gehen und sein Herz einer deutschen Partnerin schenken. Der gleiche Katechismus galt für Tschechen. Damit wurde die nationale Identifizierung ins geradezu Grotteske übersteigert. Manche Wortführer beanspruchten Eigenschaften für ihr Volk, die krass übertrieben waren, andere richteten ihr Augenmerk darauf, die Fehler ihrer Nachbarn hochzuspielen. Wieder andere ärgerten sich über Familien (verächtlich »Hermaphroditen« genannt), die es versäumten, sich für eine Seite zu entscheiden, oder noch schlimmer, die falsche wählten. In einem Leitartikel einer tschechischen Zeitung von 1910 hieß es: »Wenn jeder einzelne Tscheche seinen Hass und seine Verachtung für die Renegaten verdoppeln könnte ... würden es sich genügend Menschen noch einmal überlegen, bevor sie sich und ihre Kinder germanisieren.«⁹

In dem Maße, wie sich der tschechische Nationalismus ausbreitete, verstärkte sich die Enttäuschung der Tschechen darüber, dass sie zu Österreich-Ungarn gehörten. Die Tschechen hatten Minderheitenrechte, aber das bedeutete keine politische und soziale Gleichstellung. Ob am kaiserlichen Hof in Wien oder in einer typischen böhmischen Stadt – Deutschsprachige hatten immer noch den größten Teil der führenden Stellungen inne. Die Tschechen des Jahres 1910 hielten sich für weniger frei als ihre Vorfahren anno 1610, ein Unmut, der manche veranlasste, im Ausland nach Verbündeten Ausschau zu halten. Einer Reihe von Schreibern schwebte eine Einheit aller slawischen Völker in der Zukunft vor: von den Russen im Osten bis zu den Böhmen im Westen. Das Haar in der Suppe war allerdings, dass den tschechischen Intellektuellen, die in andere slawische Länder reisten, überhaupt nicht gefiel, was sie dort sahen. Weder der polnische Adel noch die zaristischen Höfe lockten die populistischen Denker, zugleich schien der Gedanke einer panslawischen Bruderschaft weit hergeholt, nachdem sie mit anhören mussten, wie die Polen ihre russischen Nachbarn als Mongolen und Russen umgekehrt die Polen als eine Rasse rückständiger Bauern beschimpften. Unter den tschechischen Nationalisten herrschte damals Konsens, dass es für sie das Beste sei, ihre Identität innerhalb des Reiches statt außerhalb zu behaupten. Womöglich würden sich im Laufe der Zeit und

mit dem richtigen Führer die Rahmenbedingungen ändern, und man könnte die schwarz-gelben Fahnen der Habsburger durch die tschechischen Farben Rot und Weiß ersetzen, eventuell um das slowakische Blau ergänzt.

Die ganzen Streitigkeiten standen dem Wohlstand jedoch nicht im Geringsten im Wege. Um 1900 hatten 80 Prozent der gesamten industriellen Produktion Österreich-Ungarns ihren Sitz in Böhmen, Mähren und Schlesien. Die Alphabetisierungsquote lag bei 96 Prozent, doppelt so hoch wie in Ungarn und sogar höher als die deutsche. Die Wirtschaft wuchs schneller als die englische oder französische. Die Tschechen waren bei der Eisenbahn führend, im Bergbau, in der Eisen- und Stahlproduktion, der chemischen Industrie, Papier-, Textil-, Glas- und Rüstungsindustrie und im Maschinenbau. Getreu ihrem Wahlspruch »In Arbeit und Wissen liegt unser Heil«, entwickelten die Tschechen neuartige Methoden für die Verarbeitung von Schinken und das Brauen von Bier, stellten aus rote Bete einen beliebten Schnaps her, erfanden eine geschickte Methode, Zucker zu verkaufen (in Würfeln), führten die Fließbandproduktion von Schuhen ein und bauten als eine der ersten Länder elektrische Züge und Straßenbahnen. Zu den Dozenten, die an die Karls-Universität kamen, zählten der österreichische Pionier der Schallwellenforschung Christian Doppler, der Schockwellenexperte Ernst Mach und ein junger deutscher Professor, der an einer Theorie der Physik arbeitete: Albert Einstein. Das Verdienst, am Arbeitsplatz Helmpflicht einzuführen, gebührt einem zweisprachigen Versicherungsangestellten aus Prag, einem Hobbyschriftsteller – sein Name war Franz Kafka.

Der verbesserte gesetzliche Status der Juden vertrug sich nicht immer mit dem Aufwallen der nationalen Gefühle. Menschen jüdischer Abstammung hatten großen Erfolg in der Wirtschaft, in freien Berufen und in den Künsten, aber ihre Stellung in der Gesellschaft ließ sich nicht so ohne weiteres auf einen Nenner bringen. Slowakische Juden waren ländlicher und tendenziell konservativ eingestellt. Das entgegengesetzte Ende des Spektrums war bei der stetig wachsenden Gruppe von Intellektuellen in und um Prag zu finden. Bei

manchen Juden entwickelte sich aus dem aufkommenden Nationalbewusstsein der Zionismus, oder sie widmeten sich einer tieferen Erforschung der ethischen und scholastischen Traditionen. Für andere hingegen bedeutete es eine wachsende Assoziierung mit der Emanzipationsbewegung der Tschechen, doch dieses Bestreben, der böhmischen Nationalbewegung anzugehören, wurde nicht von allen begrüßt.

Siegfried Kapper, ein tschechischer Jude, komponierte patriotische Verse, unterstrich aber zugleich sein doppeltes Vermächtnis. Unter seinen Werken war ein Gedicht aus dem Jahr 1846 mit dem Titel »Sag' nicht, ich sei kein Tscheche«. Karel Havlíček, der Journalist, antwortete mit eben dieser These: Es sei unmöglich, beharrte er, zugleich Semit und Tscheche zu sein. Diese von vielen akzeptierte Theorie stand den Juden im Weg, die versuchten, sich mit den patriotischen Gefühlen jenes Ortes zu verbinden, an denen ihre Familien seit Jahrhunderten gelebt hatten. Definierte das Blut (insofern die Abstammung bestimmt werden konnte) die Nationalität oder eine Kombination aus geographischer Herkunft, Sprache, Sitten und persönlichen Vorlieben? Ein endloser Streit. Bedauerlicherweise herrschte selbst dort, wo ein gehässiger Antisemitismus selten war, die eher gleichgültige Haltung vor. Der brillante Schriftsteller Jan Neruda, der häufig mit Anton Tschechow verglichen wurde, war ein typischer Fall. Seine fiktiven jüdischen Charaktere waren fast ausnahmslos habgierige Geldverleiher, deren »Rasse« als grausam und herrschsüchtig beschimpft wurde. Neruda gab sich keine Mühe, dafür irgendwelche Beweise vorzulegen, er ging einfach davon aus, dass die Leser ihm zustimmen würden. In dieser Atmosphäre wussten viele Juden nicht, wohin sie sich wenden sollten. Dr. Theodor Herzl, der Vater des Zionismus, brachte das Dilemma auf den Punkt:

Arme Juden, woran sollten sie sich denn halten? Es gab welche, die sich tschechisch zu sein bemühten; da bekamen sie es von den Deutschen. Es gab welche, die deutsch sein wollten, da fielen die Tschechen über sie her – und Deutsche auch. Es ist um den Verstand zu verlieren ...¹⁰

Merkwürdigerweise war ausgerechnet die Person, die am meisten für die tschechische Unabhängigkeit tat – und vieles für den Kampf gegen den Antisemitismus –, der Sohn eines katholischen, slowakischen Kutschers. Tomáš Masaryk wurde am 7. März 1850 geboren. Er wuchs mit den lokalen Dialekten auf, wurde aber von seiner Mutter, einer Mährin, angewiesen, auf Deutsch zu zählen und zu beten. Als Jugendlicher lernte er eine Zeitlang Schlosser, danach Schmied. Viele Jahre später erinnerte er sich, welche Fertigkeiten von einem Jungen im 19. Jahrhundert verlangt wurden: wie man pfeift, läuft, schwimmt, auf den Händen geht, auf einem Pferd reitet, auf einen Baum klettert, Käfer fängt, ein Feuer anzündet, Schlitten fährt, auf Stelzen geht, Schneebälle wirft, Steine hüpfen lässt, schnitzt, Pferdehaare zu Knoten bindet, ein Klappmesser verwendet und »ganz unpazifistisch« Soldat, »eigentlich Krieg« spielt. Er fügte hinzu: »Wie die Mädchen lebten, das weiß ich aus eigener Erfahrung nicht; wir Jungen hatten mit den Mädchen nichts Gemeinsames und lebten völlig getrennt.«¹¹

Wenn der junge Masaryk nicht anderweitig beschäftigt war, studierte er. Ein Priester am Ort lehrte ihn Latein und riet, den Jungen auf die Schule zu schicken. Während er sich mit einer Stellung als Hauslehrer über Wasser hielt, kletterte er auf der akademischen Leiter höher. Im Jahr 1872 machte er sein Examen an der Universität Wien, vier Jahre später erwarb er den Doktor der Philosophie und zog nach Leipzig, wo er Vorlesungen zur Theologie hörte. Nachdem er eine Herausforderung durch gewissenhaftes Studium bewältigt hatte, stellte er sich der nächsten, indem er sich aus der Bibliothek einen Stapel von Büchern über die Psyche der Frau auslieh. So vorbereitet lernte er Charlotte Garrigue kennen, eine junge Amerikanerin mit feinem, kastanienbraunem Haar, einer musikalischen Begabung und einem unabhängigen Kopf. Anfangs reagierte sie zurückhaltend auf seine Annäherungsversuche und fuhr erstmal zum Urlaub an einen Badeort. Masaryk folgte ihr in einem Eisenbahnwaggon der vierten Klasse, machte mit ihr lange Spaziergänge und eroberte am Ende ihr Herz. Das Paar heiratete im März 1878 in Charlottes Geburtsstadt Brooklyn und begründete damit nicht nur eine eheliche Verbindung, sondern auch eine internationale zwi-

schen dem Volk der tschechischen Länder und den Vereinigten Staaten. Zum Zeichen des Respekts, der damals und seither selten war, nahm Masaryk Charlottes Nachnamen als seinen Zweitnamen an. Sie hatten vier Kinder, das jüngste war ein Junge namens Jan.

Tomáš G. Masaryk nahm seine Lehrtätigkeit an der Universität in Prag auf und erwarb sich schon bald einen Ruf als Freidenker. Niemand konnte jemals behaupten, dass es ihm an Überzeugungen oder dem nötigen Rückgrat, sie zu verteidigen, gefehlt hätte. Als Akademiker irritierte er die älteren Kollegen mit seinen freizügigen Vorlesungen über Themen wie Sexualkunde und Prostitution. Kaum war er Abgeordneter im Parlament, da kritisierte er die Besetzung Bosnien-Herzegowinas durch Österreich-Ungarn. In der Zwischenzeit hatte er sich bereits die Feindschaft der katholischen Kirche zugezogen, indem er Jan Hus lobte und sich selbst einem glühenden, aber antiklerikalen Protestantismus verschrieb. Als Journalist prallte er anschließend frontal auf die Lokomotive des tschechischen Nationalismus.

Im Jahr 1817 wurden zwei angeblich alte, tschechische Handschriften in Zelená Hora entdeckt, einer Stadt im Bezirk Plzeň (Pilsen) in Westböhmen. Die Dokumente bewiesen angeblich, dass die Literatur der tschechischen Nation älter sei als die der Deutschen und dass die alten Böhmen einen höheren Stand der Bildung und Kultur erlangt hätten. jahrzehntelang beriefen sich tschechische Propagandisten auf diese Schriften als Ausgangspunkt für die Diskussion der Geschichte ihres Volkes. Maler nutzten sie unterdessen als Quelle für patriotische Werke. Im Februar 1886 legte ein von Masaryk gebilligter Artikel überzeugende Beweise vor, dass die Handschriften eine Fälschung waren. Die Theorien der Nationalisten platzten wie eine Seifenblase, was für erhebliche Misstimmung sorgte. Masaryk entsann sich, dass ein einheimischer Unternehmer ihn nur wenige Tage nach dem Erscheinen des Artikels in ein hitziges Gespräch verwickelte:

Er [ein Brauereibesitzer] kannte mich nicht und begann, von mir zu reden, ich wäre von den Deutschen bestochen worden, um die tschechische Vergangenheit zu verunglimpfen, und

